

Eva Völler

ZEITEN
ZAUBER



Die magische Gondel

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Motto

PROLOG · Venedig, 1499

TEIL EINS

Venedig, 2009

TEIL ZWEI

Venedig, 1499

TEIL DREI

Venedig, 1499

Venedig, 1499

TEIL VIER

Venedig, 1499 und 2009

EPILOG

Leseprobe

Eva Völler

ZEITEN ZAUBER

Die magische Gondel

Mit Illustrationen von Tina Dreher



BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch lieferbar

Mit Illustrationen von Tina Dreher

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Copyright © 2011 by Baumhaus Verlag in der Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Barbara Rumold

Redaktion: Anna Matschke

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel, punchdesign, München

Umschlagmotiv: © Illustration Johannes Wiebel | punchdesign

E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-1145-4

www.bastei-entertainment.de

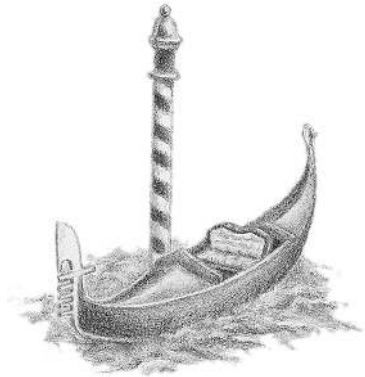
www.lesejury.de

Für meine Tochter Clara

*You must remember this
A kiss is just a kiss
A sigh is just a sigh
The fundamental things apply
As time goes by.*
(Herman Hupfeld)

PROLOG

Venedig, 1499




H* l* o!


Zuerst das Wichtigste:

Mein Name ist Anna. Ich habe drei Mal versucht, meinen vollen Namen und mein Geburtsjahr hinzuschreiben, aber es geht nicht.

Ich weiß sowieso nicht, ob ich noch viel schreiben kann. Allein für die ersten Sätze habe ich fast eine Stunde gebraucht und keiner davon ist stehen geblieben. Das liegt natürlich daran, dass ich zu unvorsichtig war. Ich muss darauf achten, welche Begriffe und Zahlen ich verwende, denn wenn sie nicht passen, lassen sie sich nicht aufschreiben. Oder sie verändern sich, bis sie eine ganz andere Bedeutung bekommen.

 Ach ja, und dann natürlich das Papier. Meine Schrift sieht darauf merkwürdig fremd aus. Das macht das Schreiben nicht gerade leicht. Ich muss Pergament nehmen, weil es haltbarer ist, aber am Ende kann man die Kleckse kaum noch zählen. Die Tinte stinkt wie verfaultes Gift. Von der Feder will ich erst gar nicht reden, auch nicht von dem Geräusch, das sie beim Schreiben macht. Unfassbar, dass Menschen auf diese Weise ganze Bücher schreiben!

Die Zeit ist knapp! Mein Versteck ist nicht sicher, ich kann jeden Moment erwischt werden. Ob ich danach wieder so schnell an Schreibzeug komme, ist fraglich.

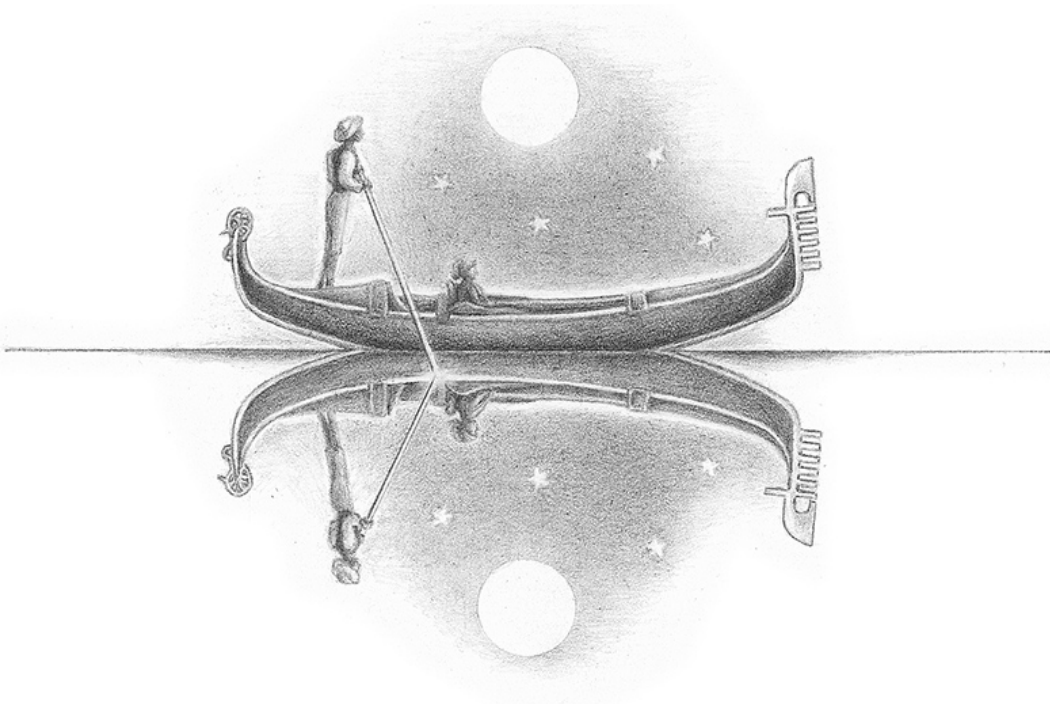
 Sobald ich diesen Brief fertig habe, will ich ihn verstecken und beten, dass er gefunden wird. Von einem Mann aus dem hohen

Norden. Falls sich das verrückt anhört, ist das leider unvermeidlich.
Genauer kann ich es nicht ausdrücken. Ich werde den Brief in Wachstuch
einwickeln und darauf vertrauen, dass er nicht verschimmelt.

Ich höre Schritte und muss aufhören. Später hoffentlich mehr.



TEIL EINS



Venedig, 2009

Wir aßen wie üblich im Restaurant neben dem Hotel zu Abend. Mama meinte, in ganz Venedig gebe es keine bessere Pasta. Mir persönlich gefiel das Restaurant schon deshalb, weil es in Reichweite vom WLAN-Anschluss des Hotels lag und ich zwischen Antipasti und Hauptgang im Internet surfen konnte.

»Weißt du, manchmal könntest du etwas mehr Interesse zeigen, wenn dein Vater von seiner Arbeit erzählt«, sagte Mama, als Papa nach der Vorspeise kurz zum Telefonieren hinausging. »Sein Beruf ist für ihn sehr wichtig!«

»Aber ich zeige doch Interesse«, behauptete ich. »Ich höre immer zu!«

»Und spielst dabei unterm Tisch mit deinem Handy herum.«

»Es ist kein Handy, sondern ein iPod Touch«, sagte ich lahm.

Mama hatte recht, besonders faszinierend fand ich Papas Berichte von seiner Arbeit nicht. Vielleicht lag es daran, dass ich es mir schon so oft hatte anhören müssen. Mein Vater ist ein wunderbarer Mensch und ein weltweit anerkannter Wissenschaftler auf seinem Fachgebiet. Aber wenn an zehn Abenden hintereinander staubige alte Münzen, vergammelte Tongefäße und Freskenfragmente das einzige Tischthema sind, reißt es einen am elften Abend nicht mehr vom Hocker.

Manchmal fand mein Vater auch gruselige Dinge oder wusste zumindest davon zu berichten. Ein paar Jahre zuvor

hatten Archäologen auf einer Insel in der venezianischen Lagune Massengräber mit Hunderten von Toten entdeckt, die im 15. Jahrhundert bei einer der großen Pestepidemien dort verscharrt worden waren. Noch unheimlicher wurde es, als Papa von einem weiteren venezianischen Fund aus demselben Jahrhundert berichtete, der erst ein paar Monate zurücklag. Es handelte sich um das Skelett einer Frau, der man einen Pflock in den Hals gestoßen hatte.

»Wie grausam!«, hatte Mama bestürzt ausgerufen.

»Wie bei den Vampiren«, sagte ich.

Zu meiner Überraschung nickte Papa. »Das ist gar nicht so abwegig. Dieser Aberglaube war schon in der Renaissance verbreitet. Danach stiegen die Verstorbenen aus ihren Gräbern, um sich von den Pesttoten zu nähren.«

»Uahh!«, machte ich beeindruckt.

»Man nimmt an, dass die Frau an der Pest starb und durch den Pfahl daran gehindert werden sollte, zu einer Wiedergängerin zu werden. Deshalb nennt man sie auch Vampirfrau.«

Das war wirklich mal eine interessante archäologische Geschichte, mit echtem Sensationswert. Aber meist waren die Berichte meines Vaters ungefähr so aufregend wie Spätnachrichten, die einen bloß daran erinnerten, dass es Zeit zum Schlafengehen war.

Kurz nachdem Mama mich aufgefordert hatte, Papas Arbeit mehr Aufmerksamkeit zu widmen, kam er vom Telefonieren zurück und setzte sich wieder an den Tisch. »Ein Kollege aus Reykjavík hat ein hochinteressantes Fundstück gemeldet.«

Eigentlich war das genau der Moment, in dem ich die Ermahnung meiner Mutter hätte beherzigen sollen. Stattdessen sagte ich nur höflich: »Ach, in Reykjavík gibt es auch Archäologen? Lohnt sich das da überhaupt? Ich meine, das Buddeln. Sprudeln nicht Geysire aus der Erde, wenn man dort anfängt zu graben?«, während ich unterm

Tisch bereits wieder mit meinem iPod hantierte. Vanessa hatte mir im ICQ geschrieben: *Ich bring die Schlampe um!*

»Wir sind ein internationales Team«, sagte Papa. »Der Kollege, von dem ich sprach, arbeitet hier vor Ort mit mir zusammen. Das Fundstück wurde in den Fundamenten des Palazzo Tassini entdeckt, den wir gerade untersuchen.«

Das fand ich nicht halb so spannend wie Vanessas Nachricht.

Ein schwerer Fehler. Hätte ich nur meinem Vater zugehört!

So aber las ich die blöde Nachricht von Vanessa und verstand von dem, was Papa erzählte, nur ungefähr jedes dritte Wort. Wenn überhaupt.

»... eigenartiges Dokument, ein Brief, sagt Mister (unverständlicher isländischer Name, klang wie Bjarnignokki), mit möglicherweise anachronistischen Einsprengseln.«

Vanessa: Kann nicht fassen, dass das Arschloch es wagt, nur eine Woche nachdem er mich abserviert hat, mit dieser bescheuerten Tussi ins Kino zu gehen!

»... konnten jedoch nur Teile der ersten Seite des Dokuments entziffert werden, Rest muss zunächst präpariert werden ... größtenteils zerfallen ... Mister Bjarnignokki ist allerdings der Meinung, es müsse sich um eine Fälschung handeln. Ich werde es hier an der Universität untersuchen lassen, sie haben da einige wirklich fähige Schriftexperten. Gleich morgen schicke ich es hin.«

»Warum sollte es eine Fälschung sein?«, fragte meine Mutter.

»Wegen des möglichen Anachronismus.«

Anachronismus! Ich meine - hallo?! Wer sollte so was interessant finden? Gut, ich hätte natürlich fragen können, was das bedeutet, aber meine Eltern blickten mich bei dieser Art von Fragen immer an, als könne ich unmöglich ihre Tochter sein, sondern eher jemand, der aus Versehen

zur Familie gehörte. Mein Vater war Professor und meine Mutter hatte einen Dokortitel, und ich hatte gerade die elfte Klasse wiederholt, mit Noten, die nicht viel besser waren als in der zehnten. Besonders nicht in Mathe.

Vanessa: Werde heute noch neues Album bei Schüler-VZ einrichten, Titel: Ex zum Abgewöhnen. Und da stelle ich dieses eine Foto von ihm rein, das du während der Paris-Fahrt im Bus aufgenommen hast. Das, auf dem er mit offenem Mund pennt. Oder vielleicht auch das, das du bei meinem letzten Geburtstag gemacht hast. Als er gerade in die Rosen kotzt.

»... könnte es sich laut Mister Bjarnignokki auch um einen Scherz von jemandem aus dem Team handeln, vielleicht von einem der Studenten. Denn es scheint fast so, als beginne der Brief mit dem Wort *Hallo*.«

Vanessa: Oder das eine Foto von der letzten Party, von dem du meintest, da sähe er aus wie Gollum.

»Hallo?«, fragte meine Mutter erstaunt.

»Ganz recht, hallo«, meinte Papa.

Rasch blickte ich auf. »Ich hör die ganze Zeit zu, ehrlich.«

»Kaum zu fassen«, sagte Mama kopfschüttelnd.

Das bezog ich auf mich und schaltete schnell den iPod aus.

Gleich darauf brachte der Kellner das Abendessen und Bjarnignokki und Gollum waren vergessen.



Am nächsten Morgen ging ich wie immer eine gute Stunde nach meinen Eltern frühstücken. Schließlich hatte ich Ferien. Schon vor der Reise hatte ich klargestellt, dass ich nicht vor neun Uhr aufstehen würde. Meine Eltern mussten arbeiten, ihnen war es egal, dass ich ausschliefe.

Der dicke Typ, der drei Tage zuvor mit seinen Eltern ins Hotel gekommen war, kam in den Frühstücksraum und

blickte sich verstohlen um. Als er mich sah, wurde er rot und schaute schnell zur Seite. Dasselbe wie jeden Morgen, nur dass er diesmal ohne seine Eltern erschien.

Ich beugte mich über meinen Toast und tat so, als hätte ich ihn nicht gesehen. Zu meinem Schrecken kam er jedoch an meinen Tisch, wo er stehen blieb und tief Luft holte.

»Hi, ich bin Matthias«, stieß er hervor. »Ist hier noch frei? Kann ich mit dir frühstücken?«

Ich war so verdattert, dass ich unwillkürlich nickte. Erst als er sich aufseufzend auf den Stuhl mir gegenüber plumpsen ließ, wurde mir klar, was das bedeutete: Er war auf meine Gesellschaft aus. Das hatte mir noch gefehlt!

»Bist du schon lange hier?«, fragte er.

»Zwei Minuten«, sagte ich.

»Ich meinte, seit wann du im Hotel bist«, sagte er.

»Seit zehn Tagen.«

»Du bist mit deinen Eltern hier, oder?«, wollte er wissen.

Als ich nickte, fuhr er fort: »Ich auch.«

»Ich weiß. Ich sah euch zusammen einchecken. Und frühstücken. Kommen sie gleich noch zum Frühstück?« Hoffnungsvoll blickte ich zur Tür. Wenn seine Eltern auftauchten, wäre er abgelenkt, das könnte ich ausnutzen und rasch verschwinden.

»Nein, sie haben schon gefrühstückt. Heute haben sie Termine, deshalb bin ich alleine hier. Ich habe heute noch nichts vor.« Er sah mich hoffnungsvoll an.

Ich ignorierte es. »Was für Termine haben deine Eltern denn?«, fragte ich.

»Ach, langweilige vermutlich. Mein Vater ist Kurator und hat bei der Biennale zu tun. Meine Mutter geht mit, weil sie seine Arbeit wichtig findet. Und weil sie dort wichtige Leute treffen kann. Sie mag wichtige Leute. Sie sucht alles über sie im Internet raus.«

»Ach ja«, sagte ich, lustlos an meinem Toast knabbernd.

»Meine Mutter sagte, dein Vater sei einer der führenden Archäologen auf dem Gebiet spätmittelalterlicher Kirchen- und Palastkultur. Und deine Mutter ist Physikdozentin und nimmt hier an einem internationalen Kongress teil. Und ihr seid aus Frankfurt.«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Äh ... klar.«

Wir schwiegen eine Weile. Ich aß meinen Toast auf, spülte mit Tee nach und überlegte, mit welcher eleganten Ausrede ich am besten verschwinden konnte.

Aber irgendwie klappte es nicht. Vielleicht hing es damit zusammen, dass er mir leidtat. Er trug teure Klamotten und angesagte Sneakers, aber die änderten nichts daran, dass er wie ein übergewichtiger Loser aussah.

Matthias war drei Monate jünger als ich und kam aus München, wo er noch zur Schule ging. Wie ich hatte er Sommerferien und war mit seinen Eltern nach Venedig gekommen, in der Hoffnung, das sei weniger langweilig als wochenlang zu Hause unter der Oberherrschaft seiner Tante herumzuhängen.

»Bei mir wäre es meine Oma gewesen«, sagte ich. »Da hatte ich auch keine Lust drauf.«

»Dann haben wir ja quasi dasselbe Schicksal. Was machst du tagsüber so in Venedig, wenn deine Eltern arbeiten?«

»Nichts Besonderes.«

Treffender konnte ich es nicht ausdrücken. Die ganzen bekannten Sehenswürdigkeiten hatte ich schon mit Mama und Papa abgeklappert, denn am Wochenende stand immer Kultur auf dem Programm. Unter der Woche zog ich allein los. Ich ließ mich einfach treiben und fuhr mit den Linienbooten durch die Gegend. Oder ich spazierte kreuz und quer herum, beobachtete die unzähligen Touristen und hielt Ausschau nach interessanten Läden.

»Hast du nachher schon was vor?«, fragte Matthias.

»Ähm ... ja, ich wollte mich noch eine Runde aufs Ohr legen, ich hab letzte Nacht schlecht geschlafen«, flunkerte ich.

»Und danach?«

»Weiß noch nicht.« Ich hatte es kaum gesagt, als ich es auch schon bereute. Es stand Matthias förmlich im Gesicht geschrieben, dass er überlegte, was wir alles gemeinsam unternehmen könnten. Also fuhr ich schnell fort:

»Wahrscheinlich gehe ich Schuhe kaufen.«

Schuhe kaufen war reine Frauensache. Kein normal veranlagter siebzehnjähriger Typ würde mit einem Mädchen Schuhe kaufen gehen.

»Da könnte ich mitkommen«, sagte er eifrig. »Ich liebe es, Schuhe zu kaufen!«

Ich zuckte zusammen. »Meinetwegen«, sagte ich widerwillig. »Dann treffen wir uns in einer Stunde in der Lobby und gehen Schuhe kaufen.«



Schuhe konnte man immer brauchen, von daher kostete es keine allzu große Überwindung. Im Gegenteil. Zumal es in Venedig wirklich wundervolle Schuhläden gibt, mit Modellen, die man in Deutschland nicht an jeder Straßenecke findet. Leider sind auch die Preise nicht wie an jeder Straßenecke, außer man nimmt die Straßenecken von Venedig als Maßstab. Mit anderen Worten, es geht richtig ins Geld, in Venedig Schuhe zu kaufen. Aber ich hatte noch fast mein ganzes Geburtstagsgeld zur Verfügung, von zwei Großmüttern, einer Großtante, einem Patenonkel und natürlich von meinen Eltern, da kam ganz schön was zusammen. Seit ich vor zwei Jahren dazu übergegangen war, mir zum Geburtstag und zu Weihnachten nur noch Geld zu wünschen, waren auch mal teurere Anschaffungen drin, so wie der neue iPod, den ich mir kürzlich zugelegt hatte. Oder eben jetzt neue Schuhe.

Als ich aus dem Aufzug in die Lobby kam, stand Matthias schon am Ausgang, einen unsicheren Ausdruck im Gesicht, als fürchte er, ich hätte es mir anders überlegt. Als er mich sah, strahlte er bis zu den Ohren und ließ dabei überraschend weiße und perfekte Zähne sehen. »Da bist du ja!«

Das Hotel lag im Sestiere Dorsoduro, es war nicht weit bis zum Canal Grande. Wir gingen in Richtung Accademia.¹ Motorboote tuckerten vorbei und brachten das Wasser zum Schäumen. Die Sommerhitze lag schwer über dem Kanal und zauberte goldene Lichtreflexe auf die Wellen. Zu beiden Seiten des Ufers bildeten die edlen alten Palazzi eine prachtvolle Kulisse für das geschäftige Treiben, das auf dem Wasser herrschte.

»Oh, sieh mal«, rief ich. »Eine rote Gondel!«

Matthias reckte den Kopf. »Wirklich? Wo denn? Ich dachte, alle Gondeln in Venedig müssten schwarz sein.«

Dasselbe hatte man mir und meinen Eltern auch erzählt, gleich bei der ersten Stadtbesichtigung, zu der auch eine Gondelfahrt gehört hatte. Früher, so hatte der Stadtführer berichtet, habe es die venezianischen Gondeln in allen Farben gegeben. Bis der Große Rat der Stadt im Jahre 1633 ein Gesetz erließ, wonach alle Gondeln schwarz anzustreichen seien. Dieses Gesetz galt heute noch.

Wieso gab es dann eine rote Gondel auf dem Canal Grande?

Für einen Augenblick nahm ich an, ich müsse mich getäuscht haben, aber dann bemerkte Matthias sie auch.

»Na so was, da ist sie!«, rief er.

Sie trieb mitten auf dem Canal Grande an uns vorbei, gelenkt von dem Gondoliere, der auf der hinteren Abdeckung stand und das lange Ruder mit beiden Händen durchs Wasser zog.

Als die Gondel näher kam, stellte ich fest, dass der Gondoliere genauso ungewöhnlich aussah wie sein Boot.

Anders als die übrigen Gondelführer in Venedig trug er nicht die Einheitstracht aus flachem Hut mit Flutterband, gestreiftem Hemd und dunkler Hose, sondern eine Art Turban und ein weites weißes Hemd, dazu eine enge Weste mit Goldlitzen und eine Kniebundhose, die seine knöchigen Schienbeine sehen ließ. Er war klapperdürr und alt, meiner Schätzung nach weit über siebzig, es war ein Wunder, dass er überhaupt noch in dem Tempo rudern konnte. Zumal er nur mit einem Auge sah: Das andere war wie bei einem Piraten von einer schwarzen Klappe bedeckt.

Dass Allermerkwürdigste aber war: Er kam mir irgendwie bekannt vor, obwohl ich keine Ahnung hatte, wo ich ihn schon gesehen hatte.

»Was für ein Freak«, sagte Matthias.

»Bestimmt übt er schon für Sonntag«, meinte ich. Mir war gerade eingefallen, dass die *Regata storica* bevorstand, ein Ereignis, das in Venedig jedes Jahr am ersten Sonntag im September Einwohner und Touristen anzog. Eine Menge Boote starteten zu dieser historischen Fahrt auf dem Canal Grande, herausgeputzt wie vor Hunderten von Jahren. Mama hatte schon gesagt, dass wir es uns anschauen würden.

»Stimmt«, sagte Matthias. »Die Regata storica. Gehst du auch hin?«

Als ich bejahte, erklärte er sofort, dass er sie sich ebenfalls ansehen wolle. Unwillkürlich fragte ich mich, ob ich ihn nun die beiden nächsten Wochen von früh bis spät am Hals hatte.

»Eigentlich will ich gar keine Schuhe«, sagte ich.

»Sondern?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht ...« Egal, Hauptsache, irgendwas, das schnell gekauft war, damit ich wieder ins Hotel konnte. Es lag nicht allein an Matthias, dass ich auf einmal keine Lust mehr auf neue Schuhe hatte. Eigentlich war er ganz in Ordnung. Er war umgänglich und freundlich und machte sogar hin und wieder Witze, über die ich

lachen konnte. Aber vorhin, beim Anblick der roten Gondel, hatte ich dieses komische Jucken in meinem Nacken gespürt. Und es war seither nicht richtig weggegangen. Ich hatte das Bedürfnis, mich irgendwo zu verkriechen.

Wir kamen an der Einmündung einer winzigen Gasse vorbei, an die ich mich nicht erinnerte, obwohl ich die ganze Gegend um San Marco herum schon mehr als einmal ausgiebig abgeklappert hatte. Ein altertümlich bemaltes, über einer Ladentür hängendes Schild weckte meine Aufmerksamkeit.

»Da ist ein Maskenladen«, sagte ich. »Komisch. Als ich das letzte Mal hier langgegangen bin, habe ich den nicht gesehen.«

»Willst du dir eine Maske kaufen? Anstelle der Schuhe?«

»Hm ... Ja, wieso nicht.«

Und so kam es, dass ich in dem winzigen, von Masken und alten Kostümen überquellenden Laden herumstöberte. Ein staubiger Geruch hing in der Luft, als ob das ganze Zeug schon seit Jahren hier war, ohne dass sich je ein Mensch dafür interessiert hätte. Fadenscheinige Umhänge, zerfledderte Federboas, eigenartige, bestickte Samtjacken. Und Masken. Jede Menge Masken. Es gab die typisch venezianischen Masken, die sich die Leute zu Karneval aufsetzen, manche mit langen, schnabelartigen Nasen, andere mit goldverzierten, ebenmäßigen Gesichtszügen oder auch weiße und schwarze Halbmasken, die nur die obere Gesichtspartie bedeckten. Andere waren Fabelwesen und Tieren nachempfunden.

»Die Katze«, sagte eine kratzige Stimme.

Ich fuhr herum und sah aus den dunklen Tiefen des Ladens eine alte Frau auftauchen. Mit ihrer gebückten Gestalt und dem dünnen grauen Haarknoten kam sie mir eigenartig bekannt vor, doch ich hatte keine Ahnung, wo ich sie schon gesehen hatte. Anscheinend passierte mir das

in Venedig öfter. Zuerst der Gondoliere und nun diese alte Frau.

Sie hatte so gut wie keine Zähne mehr und ihr Gesicht war zerknittert wie uraltes Pergament.

Ihre Hände waren von Gicht verkrümmt, doch sie bewegte sich erstaunlich flink, als sie eine Maske von einem der Ständer nahm und sie mir hinhielt. »Nimm die Katze, Kind.«

Es war eine schöne Maske, mit schwarzem Samt bezogen und ringsum mit goldenen Fäden bestickt, sodass es fast aussah, als hätte sie Haare. Die Augenlöcher waren mit winzigen Perlen umrandet und unter der Nase waren täuschend echt wirkende Schnurrhaare aufgenäht. Man konnte die Maske mit Seidenbändern befestigen. Ich probierte es aus und fand, dass sie überraschend gut passte. Sie drückte und rutschte nicht, sondern lag überall perfekt an, als sei sie extra für mich gemacht worden.

Und sie sah teuer aus. Wahrscheinlich kostete sie ein Vermögen. Ich wollte sie der Alten wieder zurückgeben, doch Matthias kam mir zuvor. »Was soll sie denn kosten?«, fragte er die Frau auf Italienisch. An mich gewandt, setzte er flüsternd hinzu: »Ist alles Verhandlungssache.«

»Was kann das Mädchen denn bezahlen?«, fragte die Alte.

»Fünf Euro«, sagte Matthias prompt.

»Zehn«, widersprach ich. Zögernd fügte ich hinzu: »Vielleicht auch zwanzig.« Das war die Maske garantiert wert. Außerdem hatte ich ja das viele Geld für die Schuhe gespart.

»Zwanzig Euro sind gut«, sagte die Alte freundlich.

»Für zwanzig Euro ist das ein echtes Schnäppchen«, zischte Matthias, als er mein Zögern bemerkte.

Ich kämpfte mit meinem Gewissen. Der ganze Laden wirkte auf mich, als sei hier schon lange nichts mehr verkauft worden. Vielleicht war die Alte so sehr darauf angewiesen, endlich wieder ein Stück loszuschlagen, dass

sie jeden Preis akzeptierte, egal wie niedrig er war. Am liebsten hätte ich noch fünf Euro draufgelegt, doch die Alte griff sich einfach den Zwanzigeuroschein, den ich hervorkramte, und verschwand wortlos im Hinterzimmer.

Matthias und ich blieben eine Weile stehen, in der Annahme, sie würde gleich mit einer Tüte zum Einpacken zurückkommen oder uns vielleicht noch einen Kassenbon bringen, doch sie blieb verschwunden.

»Anscheinend war's das«, sagte Matthias. »Zwanzig Euro ohne Quittung, das ist so viel wie dreißig mit Quittung, jedenfalls finanzamtsmäßig, sagt meine Mutter immer.«

Zögernd folgte ich ihm hinaus auf die Gasse, wo ich die Maske vorsichtig in meiner Umhängetasche verstaute.

Auf dem Weg zum Hotel ließ ich mich von Matthias zu einem Sandwich einladen, bestand aber darauf, die Getränke zu bezahlen. Wir setzten uns auf eine niedrige Mauer und betrachteten die vorbeiströmenden Touristen, während wir unsere *Tramezzini*² aßen und dazu eiskalte Limo tranken.

»Das tut gut«, sagte Matthias.

»Ja, lecker«, meinte ich geistesabwesend. Das blöde Jucken hatte wieder angefangen.

»Weißt du eigentlich schon, was du werden willst?«, fragte Matthias. »Ich meine, nach der Schule.«

»Nein, noch keine Ahnung. Hauptsache, es hat nichts mit Mathe zu tun. Und du?«

»Ich wollte schon als kleiner Junge Zahnarzt werden.« Er wurde rot. »Ich lese alles, was es über Zahnmedizin zu wissen gibt.«

Verblüfft blickte ich ihn an. »Echt? Für das Studium muss man aber gut in der Schule sein!«

Er wurde noch röter. »Äh ... ja, mein Schnitt geht einigermaßen.« Er spähte mir in den Mund. »Du hast tolle Zähne.«

»Hm, ich musste ja auch zwei Jahre lang eine blöde Zahnsperre tragen.«

»Ich auch. Wir sollten froh darüber sein. Die richtige kieferorthopädische Behandlung führt dazu, dass die Zähne ein Leben lang erhalten bleiben.«

»Was du nicht sagst.« Besonders spannend fand ich das nicht, für mich hörte sich die Zahnarztbegeisterung eher freakig an. Wer hatte schon Lust auf Zahnsperren und Oberflächenversiegelung?

Meine Gedanken drifteten ab. Hinter uns ragte eine Kirche auf, in der ich schon gewesen war, und ich versuchte mich daran zu erinnern, wie sie hieß. Doch im Laufe der letzten anderthalb Wochen hatte ich schon zu viele Kirchen besichtigt, allesamt so beeindruckend und mit Kunst vollgestopft, dass man davon förmlich erschlagen wurde.

»Warst du auch schon in der Santo-Stefano-Kirche?«, fragte Matthias.

Ich nickte, immer noch geistesabwesend. Santo Stefano, genau. Die Kirche mit dem schiefen Turm und dem merkwürdigen Dach, das von innen aussah wie ein umgedrehter Schiffsrumpf. Matthias hatte anscheinend ein besseres Gedächtnis als ich.

Ich rieb mir den Nacken, denn das Jucken wurde schlimmer.

»Was ist los mit dir, hat dich da was gestochen?«

»Nein, das ist so eine Art Allergie.«

Was hätte ich auch sonst sagen sollen? *Mein Nacken juckt immer, wenn Gefahr im Anzug ist?* Er würde sofort glauben, dass ich einen an der Waffel hätte, und das zu Recht. Ich wusste genau, warum ich es keinem erzählte. Außer mir und meinen Eltern wusste niemand davon und von diesen drei Personen waren zwei der Überzeugung, dass ich nicht ganz dicht war. Eine davon war ich.

Meine Mutter, ganz die Naturwissenschaftlerin, meinte, es handle sich mit an Sicherheit grenzender

Wahrscheinlichkeit um intermittierende Wahrnehmungsstörungen. Mein Vater hingegen fand, es gebe mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als der Mensch in seiner Vernunft sich erklären könne.

Öfter als vier Mal war es bisher zum Glück nicht vorgekommen. Beim ersten Mal hatte ich das Jucken im Alter von zehn Jahren gespürt, als ich gerade im Schwimmbad aufs Dreimeterbrett steigen wollte. Mit einem Mal wusste ich, dass mir da oben Gefahr drohte. Also blieb ich unten und sah zu, wie ein anderes Kind hochkletterte und mitsamt dem abgebrochenen Brett ins Wasser stürzte. Zu meiner grenzenlosen Erleichterung verletzte sich niemand, es kamen alle mit dem Schrecken davon, sowohl das abgestürzte Kind als auch die Leute im Wasser.

Beim zweiten Mal – ich war zwölf – sollte mein Vater mich zu einer Freundin fahren, die mich zu ihrem Geburtstag eingeladen hatte. Wegen meines heftig juckenden Nackens trödelte ich so lange herum, bis er entnervt erklärte, ich solle gefälligst den Bus nehmen. Das tat ich, auch wenn es ein ziemlicher Umweg war. Später erfuhr ich, dass es auf der kürzeren Strecke, die wir mit dem Wagen genommen hätten, einen furchtbaren Unfall mit mehreren Toten gegeben hatte – genau zu der Zeit, als wir dort vorbeigefahren wären.

Zwei Jahre später geschah es zum dritten Mal, kurz vor Mamas vierzigstem Geburtstag. Sie wollte groß feiern und hatte eine Menge Leute eingeladen und sie fand, der Baum im Vorgarten würde sich netter machen, wenn Papa ihn zur Feier des Tages mit einer Lampiongirlande schmückte. Also holte er die Leiter aus der Garage und stellte sie an den Baum.

Ich rieb meinen juckenden Nacken und sagte besorgt: »Geh nicht da rauf! Es passiert was, das weiß ich!«

Er lachte und erklärte, er werde sich schon vorsehen. Mit der Folge, dass Mamas Geburtstag in der Ambulanz

endete, wo sie Papas Bein eingipsten und ihn informierten, dass er an diesem Tag schon der dritte Neuzugang sei, der von einer Leiter gestürzt sei.

Aus Furcht, beim nächsten Mal wieder nicht ernstgenommen zu werden – wobei ich natürlich hoffte, dass es kein nächstes Mal geben möge –, erzählte ich meinen Eltern an diesem Tag von dem Jucken. Sie klopfen mir auf die Schulter und meinten, ich solle das nicht überbewerten.

Gott sei Dank kam es nicht zum Schlimmsten, als es zum vierten Mal geschah, vor einem Jahr, ein paar Tage nach meinem sechzehnten Geburtstag. Wir wollten essen gehen, Papa hatte in unserem Lieblingsrestaurant einen Tisch reserviert.

Kurz bevor wir losfahren wollten, fing das Jucken an. »Wir sollten lieber nicht da hinfahren«, sagte ich.

Papa war fasziniert und ein bisschen besorgt. »Hast du es wieder?«

Ich nickte stumm.

Mama ärgerte sich. »Es wäre eine gute Gelegenheit, Anna und auch uns zu beweisen, dass es sich hierbei um eine Art Autosuggestion handelt. Wissenschaftlich nicht haltbar.«

»Auch nicht als Phänomen sogenannter *Self-Fulfilling-Prophecy*?«, wandte Papa ein.

»Hm. Das hängt davon ab, ob zweiwertige oder polykontexturale Logik anzuwenden ist. Obwohl – nein.« Mama schüttelte entschieden den Kopf. »Lass uns fahren.«

»Ich will nicht«, sagte ich eigensinnig. Aus Sorge, sie könnten einfach ohne mich losfahren, schnappte ich mir den Autoschlüssel und warf ihn ins Klo.

»Ich habe einen Reserveschlüssel«, sagte Mama

»Dann lege ich mich in die Einfahrt.«

Damit hatte sich der Restaurantbesuch erledigt. Zwei Stunden später rief Mama bei dem Lokal an und erkundigte sich, ob es dort besondere Vorkommnisse gegeben habe,

etwa einen Brand oder eine bewaffnete Geiselnahme, worauf man ihr befremdet versicherte, dass alles in bester Ordnung sei. Mama lächelte mich mild an und meinte, da hätte ich es, das sei der Beweis.

Am nächsten Morgen fuhr Papa zur Arbeit. Genauer, er *wollte* zur Arbeit fahren. Nach weniger als drei Minuten kam er zurück und berichtete von einer Pfütze, die er beim Zurücksetzen aus der Einfahrt entdeckt habe. Die Pfütze bestand aus Bremsflüssigkeit. Am Abend zuvor hätten wir sie wegen der Dunkelheit nicht bemerkt.

»Zwei, drei Mal gebremst«, sagte der herbeigerufene Mechaniker, während er sich mit dem Finger über die Kehle fuhr, »und aus die Maus.«

Seither hatte es nicht mehr gejuckt. Bis heute.

Aber warum war diesmal das Jucken einfach *so* aufgetreten, ohne Zusammenhang mit irgendwelchen Vorhaben oder Absichten? Ich hatte weder in die rote Gondel steigen wollen, noch hatte ich anderweitige Pläne.

Möglicherweise war die drohende Gefahr eher allgemeiner Natur. Ein Erdbeben? Ein Jahrhunderthochwasser?

»Vielleicht bist du gegen die Sonne allergisch«, sagte Matthias.

»Kann sein«, stimmte ich wider besseres Wissen zu. Das Sandwich schmeckte plötzlich nicht mehr, obwohl ich diese dreieckigen, typisch italienischen Weißbrote liebte und jeden Tag mindestens eines davon aß. Die Mayonnaise quoll mir zwischen den Fingern hervor, als ich das letzte Stück in den Mund schob und hastig kaute und schluckte, nur um endlich mit dem Essen fertig zu werden. Auf einmal drängte es mich, so schnell wie möglich zu verschwinden. Nicht nur von dem *Campo*,³ auf dem Matthias und ich unser kleines Picknick veranstalteten, sondern am besten gleich aus der Stadt.

Beunruhigt von dieser merkwürdigen Anwendung blickte ich auf.

In diesem Moment sah ich ihn zum ersten Mal.



Er zog alle Blicke auf sich, als er näher kam, nicht nur meine. Das lag nicht etwa an seinem Aussehen - okay, er sah toll aus, ganz ohne Frage -, sondern daran, dass er im Begriff war, mit einem anderen Typ eine Prügelei anzufangen.

Beide waren ungefähr im selben Alter, schätzungsweise zwanzig, und sie brüllten sich gegenseitig an, was das Zeug hielt. Als das nicht mehr reichte, begannen sie, einander zu schubsen.

Der eine, von dem ich kaum die Blicke wenden konnte, war lässig gekleidet, fast abgerissen, mit schäbigen Jeans, schmutzigen Turnschuhen und einem schwarzen T-Shirt, auf dem in Großbuchstaben *I'm the original Winner* stand. Seine Haare waren dunkel und lockig und eine Spur zu lang und sogar aus einigen Metern Entfernung war zu sehen, wie unglaublich weiß seine Zähne waren. Zusammenhanglos dachte ich: Mit seinen Klamotten hält dieser Winner es nicht so genau, aber auf seine Zähne lässt er nichts kommen.

Der andere war ein Stück kleiner, aber dafür stämmiger gebaut. Und er wirkte deutlich aggressiver. Erst recht, als er auf einmal ein Messer aufschnappen ließ.

Eine Frau sah es und schrie entsetzt auf. Dann merkten es auch andere und erregtes Stimmengewirr setzte ein. Ich hielt die Luft an, während immer mehr Passanten stehen blieben und gafften.

Die beiden Typen schrien sich unentwegt an, bis der Stämmige mit dem Messer in die Luft stach und sich dem Lockigen drohend näherte. Der wiederum wich keinen Schritt zurück, sondern breitete die Arme aus, als wolle er

seinen Kontrahenten auffordern, es doch einfach zu versuchen.

»Scheiße aber auch«, sagte Matthias erschrocken. »Der sticht ihn gleich ab! Wir sollten die Polizei rufen!«

Der Stämmige holte mit dem Messer aus und alles, was danach folgte, geschah so schnell, dass man es kaum richtig mitkriegte. Blitzartig packte Winner den Arm des anderen und drehte ihn herum, worauf das Messer in hohem Bogen durch die Luft flog. Gleichzeitig sprang er hoch und trat dem Stämmigen gegen das Knie, worauf dieser ächzend zusammenknickte und fluchend auf dem Pflaster hocken blieb.

Der Lockige machte dem Aufdruck auf seinem T-Shirt alle Ehre. Er hob den Kopf und blickte kurz, aber siegesbewusst in die Runde. Dabei traf sein Blick auf meinen und abermals hielt ich die Luft an. Seine Augen waren fast unwirklich blau und wenn man sich nicht in Acht nahm, konnte man für alle Ewigkeit darin versinken. Das Jucken in meinem Nacken war plötzlich so stark, dass es kaum noch auszuhalten war.

»Kennst du den Typ?«, raunte Matthias mir zu. »Wieso starrt der dich so an?«

Vielleicht, weil *ich* ihn so anstarrte? Ich brachte keinen Ton heraus.

Dann war der Moment vorbei. Winner hob das Messer seines Gegners auf, klappte die Klinge ein und marschierte davon.



Matthias' Mutter war eine gertenschlanke, hochgewachsene, nordisch blonde Schönheit mit eisblauen Augen und einer Haut wie Porzellan. Als ich sie das erste Mal sah, fand ich, dass sie wie eine Filmschauspielerin aussah. Ich wusste zwar nicht, welche, aber auf alle Fälle eine berühmte. Kein vernünftiger Mensch wäre auf die Idee

gekommen, Matthias könne ihr Sohn sein. Allenfalls ging er als ihr Kofferträger durch. Vor drei Tagen, als die Familie Tasselhoff im Hotel eingekcheckt hatte, war er schwer beladen hinter seiner Mutter hergedackelt, in der Rechten ihre Kosmetikbox, in der Linken ihren Koffer und unterm Arm eine Reisetasche, alles in demselben edlen türkisfarbenen Leder, passend zu Frau Tasselhoffs Kostüm.

Dann betrat Herr Tasselhoff mit dem restlichen Gepäck die Lobby und sofort war klar, dass er Matthias' Vater war. Er sah genauso aus wie Matthias, nur etwas größer und etwas dicker und mit Brille. Betont langsam sagte er: »Wir hier Zimmer gebucht, *per favore*. Doppelpzimmer. Mit Zustellbett. You capito?«

»Unter welchem Namen bitte?«, fragte die Empfangsdame in perfektem Deutsch zurück.

»Äh ... Ach so. Ähm ... Ja. Unter Eheleute Heinrich Tasselhoff. Nebst Sohn.«

Frau Tasselhoff lächelte dazu, als sei es völlig normal, dass sie als Teil der Eheleute Heinrich Tasselhoff keinen eigenen Vornamen brauchte.

Mittlerweile wusste ich, dass sie Juliane hieß, schon deshalb, weil sie es innerhalb von drei Tagen irgendwie geschafft hatte, sich mit meinen Eltern zu duzen. Sie und ihr Mann trafen meine Eltern zufällig abends in der Hotelbar und in null Komma nichts fand man bei ein paar Gläsern Rotwein heraus, wie viele gemeinsame Interessen man hatte, und schon war man *per Du*.

Juliane Tasselhoff schleppte meine Mutter zur Biennale und mein Vater zeigte Heinrich Tasselhoff seine Ausgrabungsstätte am Palazzo Tassini. Ich selbst hatte keine Lust auf überfüllte Kunstaussstellungen oder uralte Schutthalden. Mit Matthias loszuziehen erschien mir als das kleinere Übel, also vertrieben wir zwei uns zusammen die Zeit. Wir liefen kreuz und quer durch die Stadt oder schipperten mit den Vaporetti durch die Kanäle. Einmal fuhren wir mit dem Lagunenboot nach Burano und

besichtigten auf dem Rückweg Murano. Damit war gleich ein ganzer Ferientag ausgefüllt, ohne dass ich etwas Spannenderes gesehen hätte als viele bunte Häuser (auf Burano) und viel buntes Glas (auf Murano).

Später sollte ich es noch sehr bereuen, dass ich nicht stattdessen Papa begleitet oder mich wenigstens nach Mr. Bjarnignokkis Fundstück erkundigt hatte. Mein Vater erwähnte kurz, dass er das merkwürdige Dokument ins Labor geschickt habe, um die Echtheit zu überprüfen.

»Stell dir vor«, hatte er gemeint, »es wurde ganz offensichtlich von einer Frau geschrieben, die denselben Vornamen hatte wie du!«

»Anna?«, hatte ich etwas dümmlich zurückgefragt.

Er nickte. »Aber wie gesagt, es ist noch nicht geklärt, ob es echt ist. Wegen gewisser handschriftlich aufgebrachter Ornamente, die bei oberflächlicher Deutung anachronistische Implikationen indizieren.«

Ich verstand nur Bahnhof und versäumte es, genauer nachzufragen.

Mein Desinteresse hing zum Teil damit zusammen, dass mir dieser Winner nicht mehr aus dem Kopf ging. Ich musste ständig an ihn denken. Was für blaue Augen er gehabt hatte. Wie geschmeidig er sich bewegt hatte. Wie er mich angesehen hatte!

Wenigstens war das Jucken seither nicht wieder aufgetreten, dafür konnte ich wohl dankbar sein. Und dafür, dass es anscheinend falscher Alarm gewesen war – es war ja nichts Schlimmes passiert. Ich tendierte mittlerweile immer mehr zu Mamas Meinung, nämlich ihrer These über intermittierende Wahrnehmungsstörungen. In Alltagssprache übersetzt bedeutete das so viel wie *ab und zu auftretende Verpeiltheit*. Doch ich war bereit, das zu akzeptieren. Hauptsache, es wiederholte sich nicht.

Dann kam der Sonntag, der Tag der Regata storica. Ab da lief alles aus dem Ruder. Im wahrsten Sinne des Worte.



Heinrich und Juliane fanden, es sei eine gute Idee, gemeinsam zu frühstücken, bevor wir zu der Veranstaltung aufbrachen. Meine Eltern stimmten zu und so trafen wir uns am Sonntagmorgen im Frühstücksraum zu einer mörderisch frühen Uhrzeit. Ich war so müde, dass ich noch Stunden hätte schlafen können, aber Juliane Tasselhoff erklärte, wenn wir nicht rechtzeitig einen guten Platz am Ufer des Canal Grande ergatterten, würden wir höchstens die Wimpel an den Masten sehen, aber keines von den Booten, geschweige denn die traumhaften Kostüme der darin sitzenden Menschen.

Normalerweise, so berichtete sie, hätten wir uns das Spektakel von der Loggia eines Palazzo direkt am Kanal anschauen können. Dort wohnte nämlich ein Golfpartner von Heinrich, dem es eine Freude gewesen wäre, uns alle in seinem stilvollen Heim zu empfangen. Aber leider war er verreist.

»Ganz wichtiger Mann in der Europapolitik«, sagte Frau Tasselhoff.

»Und Bankier«, sagte Herr Tasselhoff. »Spielt Golf mit unglaublichem Handicap.«

»Ist er schwerbehindert?«, fragte ich.

Matthias prustete in seinen Tee.

Papa unterdrückte einen Hustenanfall.

Frau Tasselhoff musterte mich nachsichtig. »Am Handicap misst man die Fähigkeiten des Golfspielers. Bis auf die Profis hat praktisch jeder eins.«

»Wahrscheinlich fahren sie deshalb alle mit diesen Elektrowägelchen durch die Gegend«, meinte ich. »Geht auf dem Rasen sicher besser als mit Krücken oder Rollstühlen.«

Matthias kicherte haltlos.

»Matthias, es gehört sich nicht, andere Menschen auszulachen, nur weil sie nichts vom Golfsport verstehen«,